



Die Hexe von Pellworm

ten herumlungerten und nur darauf warteten, sich auf ihn zu stürzen.

Seine schweren Stiefel gruben sich tief in den bereits von der Flut umspülten Sand ein und so war es nicht leicht, voranzukommen. Leon musste sich anstrengen und war so damit beschäftigt, den besten Weg durch das Watt zu erraten, dass er das Geräusch erst nach einer ganzen Weile hörte.

Es handelte sich um ein Geräusch, das hier nicht hingehörte. Es konnte nicht durch den Wind und die Wellen verursacht worden sein. Es war ein Schleifen und Zerren, ein Schaben und Kratzen, das immer lauter wurde. Leon hielt mitten in der Bewegung inne und stutzte. Mit angehaltenem Atem lauschte er nach allen Seiten. Die Erkenntnis, was er da hörte, ließ ihm das Blut in den Adern gefrieren. Es waren die Geräusche von hunderten, wenn nicht tausenden von Füßen, mal nackt, mal in Schuhen, die über das Watt schlurften, direkt auf ihn zu. Zur Salzsäure erstarrt war Leon unfähig, sich umzudrehen und der Gefahr in das Auge zu sehen. Quälend lange Augenblicke vergingen, in denen die Geräusche und damit ihre Verursacher immer näher kamen. Schließlich drehte Leon ganz langsam nur den Kopf auf den Schultern.

Was er dann zu sehen bekam, versetzte ihn in solche Furcht, dass seine schweren Beine im Watt auf einmal federleicht wurden und er mit weit ausholenden Schritten seinem Vater und Michael hinterherjagte.

»Sie kommen«, japste er atemlos, als er die beiden erreicht hatte.

»Wer kommt?«, fragte sein Vater alarmiert.

»Die Toten«, stieß Leon hervor. »Die Toten von Rungholt sind hinter uns her.

Missmutig blickte Galenus Otto zum Himmel auf. Die dunklen Regenwolken hingen so tief, dass die Spitze des Pellwormer Kirchturms in ihnen verschwand. Er konnte sich nicht erinnern, wann zuletzt die Sonne geschienen hatte. Laut Kalender war der Winter längst vorbei. Es war bereits Mai, im Jahr des Herrn 1566, doch man konnte fast den Eindruck gewinnen, Gott habe die kleine Harde vor der nordfriesischen Festlandküste einfach vergessen. Warum nur ließ der Sommer so lange auf sich warten?

Der Pfarrer schlang fröstelnd die Arme um sich, während er vor der Kirche stand und nachdenklich auf die Gräberreihen blickte. In letzter Zeit füllten sie sich auch in den anderen Gemeinden der Uthlande in bedenklicher Geschwindigkeit. In den letzten Jahren waren die Ernten besonders mager ausgefallen. Das Vieh fand kaum Futter auf den dünnen Wiesen. An eine Heuernte war nicht zu denken und die meisten Windmühlen standen bereits still. In der Folge hungerten die Menschen oft schon im Dezember und dann war der Winter noch lang. Vorräte hatte fast niemand und wenn dann eine Seuche hinzukam, starb es sich schnell auf der sturmtosen Insel. Es kam vor, dass er eine ganze Familie tot in ihrem Haus auffand, die er noch wenige Tage zuvor lebendig angetroffen hatte.

Das Schlimmste aber war der Aberglauben der Menschen, der Schafe seiner kleinen Gemeinde. Kaum geschah etwas, das sie verwirrte, begann das Raunen unter ihnen. Galenus Otto hörte es, wie sich erst die alten Frauen, dann die Kinder und schließlich die Erwachsenen zuflüsterten, es gehe nicht

mit rechten Dingen zu. Ein Fluch habe die Ernte verderben lassen, ein Zauberspruch ein Kind getötet oder das schlechte Wetter sei das Werk einer besonders kundigen Wetterhexe.

»Da ist Hexerei im Spiel«, munkelten sie und warfen einander misstrauische Blicke zu. Nachbarn verdächtigten sich ebenso wie Familienmitglieder. Plötzlich wollte jeder etwas beobachtet haben, das sich mit Magie in Verbindung bringen ließ.

Einmal war es ein auffällig geformtes Muttermal auf dem Rücken eines Neugeborenen. Ein anderes Mal ein Kalb, dem die Augen fehlten.

Über die Frau des Müllers hieß es, sie fahre bei Vollmond auf einem Stecken aus dem Schornstein heraus und reise in Sekundenschnelle durch die Nacht zum Festland, wo sie sich mit anderen Hexen zum Hexensabbat traf. Von der Tochter des Kürschners glaubte man, sie trage ein Amulett, mit dem sie jeden Mann dazu bringen konnte, sich in sie zu verlieben.

Beim Gedanken an dieses Gerede zeigte sich auf der Stirn des Geistlichen eine steile Falte. Nicht alles, was vom Festland auf die Insel herüberkam, war ein Fortschritt. Weiter im Süden brannten die Scheiterhaufen unablässig. Man jagte die Hexensekte in manchen Teilen des Reichs so erbittert, dass ganze Gemeinden wie entvölkert waren, wenn Inquisitoren und Gefolge wieder abzogen.

Der Norden war bisher von der Hexenverfolgung verschont geblieben. Zu abgelegen und unbedeutend war das Gebiet. Der nördliche Rand des deutschen Kaiserreichs grenzte hier offiziell an das Land des dänischen Königs. Doch Pellworm und sechs andere Inselgebiete, wie Sildt oder Osterharde, bildeten die ›Siebenharde‹, denen der dänische König offiziell zugestand, ihre Rechtsangelegenheiten selbst zu regeln. Darauf war man auf den Inseln unbändig stolz.

Verfügte doch kaum ein Volk über eine solche Freiheit.

Während der kalten Jahreszeit war die Pillwormingharde oft wochenlang vom Festland abgeschnitten. Hilfe war unerschaffbar und fand die Insel eher zufällig. Zum Beispiel in Form eines Schiffes, das vor einem Sturm Schutz suchte. Nachrichten erreichten die Menschen oft erst Monate später, so dass man sich nur selten für das interessierte, was jenseits der eigenen Küste geschah. Trotzdem brachten Handelsschiffe und Walfänger mehrfach im Jahr eine ganze Flut neuer Sitten und Ansichten auf die Insel und etwas blieb immer hängen.

So die Sache mit der Hexerei. Im Kaiserreich stand Zauberei seit neuestem unter schweren Strafen. Das Hexenwesen habe sich zu einer Bedrohung entwickelt. Der Teufel selbst, so erklärte man an oberster Stelle, verführe die Schwachen unter den Gläubigen, sich in seine Dienste zu begeben und Gottes Werk auf Erden zu zerstören.

Wer sich mit dem Teufel einließ, bekam im Austausch besondere Kräfte. Konnte Geld hexen, andere mit Flügen belegen, dem Nachbarn die Milch sauer werden lassen oder einer Nebenbuhlerin eine schreckliche Krankheit schicken, an der sie möglichst qualvoll verstarb. Erkennen konnte man die Hexen nur, wenn man sie auf die Probe stellte oder der sogenannten ›peinlichen Befragung‹ unterzog. Gestand die Hexe dann, so übergab man sie dem reinigenden Feuer der Scheiterhaufen.

Bei dieser Vorstellung stellten sich Galenus Otto die Nackenhaare auf. Der Kampf gegen den Teufel mochte drastische Mittel erfordern, doch dieses Leid konnte nicht im Sinne Gottes sein. Wie konnte Gott überhaupt zulassen, dass sich die Diener des Teufels ausgerechnet in den frommsten Landstrichen breit machten?

»Herr, deine Wege sind unergründlich«, murmelte Galenus. 24 Menschen waren im Winter auf der Insel gestorben. Mehr als die Hälfte von ihnen Kinder unter drei Jahren. Dabei beteten die Schafe seiner kleinen Gemeinde so fleißig sie nur konnten und vernachlässigten keine ihrer Pflichten vor Gott. Dennoch hatte der Tod reiche Ernte erhalten und wenn das Wetter nicht bald besser wurde, würden noch mehr sterben.

Der Wind trug Regen heran. Bald schon würden die dunklen Wolken ihre Schleusen öffnen. Galenus Otto wandte sich um und schloss die schweren Flügeltüren an der Seite des Kirchenschiffs hinter sich. Es war an der Zeit, die Glocken zu läuten und die Gläubigen von den Feldern zu rufen.

»Vater Galenus?«

Der Geistliche zuckte zusammen. Er war sich sicher gewesen, allein in der Kirche zu sein. Angestrengt spähte er in die Dunkelheit des Kirchenschiffs, das nur von zwei winzigen Ölfuern erhellt wurde. Die Kerzen sparte er für die Gottesdienste und Feiertage.

»Wer ist da?«

»Ich bin Sinje Knudsen«, sagte die Stimme. Das Mädchen trat aus dem Schatten einer Säule in den schwachen Lichtschein der Kerze. Sinje verdingte sich als Magd auf dem Pittershof. Auch dort schien der Mangel zu herrschen. Sogar in diesem Licht waren die dunklen Ringe unter ihren Augen deutlich zu erkennen. Die Wangen hohl und die Wangenknochen spitz. Die monatelange Knappheit ging auch an den jungen Menschen nicht vorbei.

»Was kann ich für dich tun, mein Kind?«

Sinjes Blick flackerte. Sie knetete ihre Hände vor der Brust, so fest, dass ihre Knöchel weiß hervortraten.

»Ich möchte einen Fall von Schadenzauber melden«, stieß

sie schließlich hervor. Erstaunt sah Galenus Otto das Mädchen an. Das war das erste Mal, dass jemand aus der Gemeinde mit so einem Ansinnen an ihn herantrat. Unwillkürlich verschränkte der Geistliche die Arme vor der Brust und unterzog sein Gegenüber einer abschätzenden Musterung.

»Das ist eine ernste Anschuldigung, die du da vorbringst. Was bringt dich dazu?«

Sinje biss sich auf die Lippen und rang sichtlich mit sich, bevor sie weitersprach.

»Bitte, Ihr dürft es niemandem verraten. Aber die Inge vom Pittershof, die ist eine, eine Hexe! Ich habe es selbst gesehen, wie sie das totgeborene Fohlen besprochen hat. Und dann ist es wieder aufgesprungen.«

Vater Galenus gab sich wenig beeindruckt.

»Das allein bedingt noch keine Zauberei. Weißt du nicht, dass Gottes Wunder immer und überall geschehen?« Sein Tonfall klang streng und Sinje senkte rasch den Blick.

»Doch, Vater, das weiß ich. Der Heilige Vater im Himmel beschenkt die, die wahrhaft glauben. Aber bitte, hört mir zu! Das ist noch nicht alles.«

Der Pastor nickte gnädig. Es sprach nichts dagegen, sich diese Geschichte zumindest anzuhören. Auch wenn er im vornherein wusste, dass nichts an den Beschuldigungen dran war, sondern vermutlich allein der überschäumenden Fantasie eines jungen Mädchens in der Einsamkeit der Insel entsprang.

»Sprecht!«

Sinje nickte und holte tief Luft. Ihre Lippen zitterten, als sie weitersprach.

»Ich habe sie gesehen, im Stall, da war der Teufel bei ihr.« Galenus Otto horchte auf.

»Du denkst, du hast den Teufel gesehen?«, fragte er nach.

»Das habe ich. Ich sah ihn leibhaftig«, versicherte Sinje rasch.

»Und was tat er im Stall auf dem Pittershof?«, wollte der Geistliche wissen. Die Magd schlug die Augen nieder und sagte kaum hörbar: »Sie küssten sich, die Inge und der Teufel, mit langen Zungen.«

Der Pastor räusperte sich umständlich. Junge Mädchen entwickelten manchmal solche Vorstellungen, wenn sie zu Frauen wurden.

»Du solltest nach Hause gehen, Sinje und dann vergiss die ganze Sache. Was immer du im Stall gesehen hast, war nicht der Teufel und du tätest gut daran, nicht mehr davon zu sprechen.«

Der Geistliche wandte sich ab, um zum Kirchenturm zu gehen, als Sinjes knochige Hand nach vorne schoss und ihn am Arm packte.

»Vater, nein, Ihr müsst mir zuhören. Ich fürchte mich vor ihr. Einmal konnte ich beobachten, wie sie als geflügeltes Wesen in der Nacht verschwand und als ich nachsah, war ihre Bettstatt leer. Ich habe Angst, dass sie mir etwas antut. Ihr müsst ihr das Handwerk legen.«

Sachte löste sich Vater Galenus aus ihrem Griff.

»Sei ohne Sorge, Sinje, das wird nicht geschehen. Sie wird dir nichts antun. Das existiert nur in deinem Kopf.«

Sinje presste die Lippen aufeinander, bis ihr Mund nur noch ein schmaler, dunkler Strich in ihrem Gesicht war. Sie schüttelte so heftig den Kopf, dass sich einige Strähnen aus ihrem blonden Zopf lösten und ihr in das Gesicht fielen.

»Nein, Vater, Ihr irrt euch. Inge Pitters ist böse, durch und durch und sie ist mit dem Teufel im Bunde.«

Die letzten Worte hatten beinahe wie eine Warnung geklungen. Etwas in dem durchdringenden Blick der jungen

Frau flößte Galenus Otto Angst ein.

»Wieso bist du dir da so sicher?«, fragte er.

Sinje strich sich die Haare aus dem Gesicht und reckte das Kinn.

»Es ist, weil ich ein Jakobskind bin. Ich sehe Sachen, die andere nicht sehen, weil ich an einem Sonntag geboren wurde. So war es schon immer.«

Der Geistliche sah die junge Frau mit einer Mischung aus Unglauben und Staunen an.

»Ihr glaubt diesen Aberglauben?«

Wieder schüttelte Sinje ihren Kopf.

»Es ist kein Aberglaube, es stimmt. Ich kann sie sehen, die Geister der Verstorbenen, die keinen Frieden finden. Sie kommen zu mir in den Vollmondnächten und flüstern mir ihren Kummer in die Ohren, bis ich halb wahnsinnig bin vor Angst und mir die Fäuste auf die Ohren presse. Selbst dann lassen sie nicht von mir ab.«

Sie hatte ihre Augen weit aufgerissen und schien ins Leere zu starren. Zum zweiten Mal an diesem unglückseligen Tag stellten sich dem Geistlichen die Nackenhaare auf.

»Ich kann es sehen. Sie trägt das Mal des Teufels. Habt Ihr nicht bemerkt, wie gesund und wohlgenährt sie aussieht? Alle anderen auf dem Hof leiden Hunger. Sie aber lacht und strahlt und verliert kein Gramm. Das kann nicht mit rechten Dingen zugehen. Es ist der Teufel, der ihr die besten Bissen zusteckt, für ihre Dienste. Er führt die Seelen in das Verderben, damit sie niemals das Licht der Gnade erblicken und für immer in der Verdammnis bleiben. Sie leiden, Vater Galenus, sie leiden so sehr! Ihr könnt euch die Pein und die Qual nicht vorstellen, die diese Seelen erfüllt. Die, vom Leben und Gottes Gnade getrennt, auf immer durch die Welt streifen und ihre Nachkommen heimsuchen. Das ist das Werk des Teufels!«

Ihre Hände hatten die Ärmel des Geistlichen ergriffen. Ihre knöchigen Finger umklammerten seine Arme mit erstaunlicher Kraft. Die Angst ließ ihre Stimme erzittern. Galenus Otto dachte noch über eine Antwort nach, da wandte sich die junge Frau um und eilte mit wehenden Rockschoßen den Hauptgang hinab und war im nächsten Augenblick verschwunden. Durch das weit offen stehende Haupttor fegte kalter Wind herein und es begann zu regnen.

Es war am folgenden Donnerstag, als ihn in der Nacht lautes Klopfen an seiner Stube weckte. Aufgeregte Rufe drangen von draußen zu ihm herein.

»Vater, Vater, Ihr müsst kommen und die Nottaufe spenden. Es eilt!«

Schlaftrunken fuhr Galenus Otto auf und versuchte sich zu orientieren. Es musste mitten in der Nacht sein.

»Bitte, beeilt Euch, das Kind hat nicht lange zu leben.«

Der Geistliche schwang die Beine aus dem Bett und griff im gleichen Moment nach seinem Rock. Wenige Augenblicke später folgte er dem Jungen zwischen den Feldern hindurch zum Hof der Tinnens. In der Stube brannte Licht. Drinnen lag Trude, erschöpft von der schweren Geburt ihres vierten Kindes. Blutgetränkte Laken zeugten von dem Kampf der letzten Stunden. Die alte Merte, die vermutlich der halben Gemeinde auf die Welt geholfen hatte, hielt ein winziges Bündel in den Armen und rieb es verzweifelt, um die Lebensgeister des Kindes zu wecken. Galenus trat neben sie und sah das magere Wesen mit den blauen Lippen und wusste, dass ihre Bemühungen vergeblich waren. Gott hatte die Seele dieses Kindes schon zu sich befohlen. Der Pfarrer beschloss, keine Zeit zu verlieren, und dem Wurm sofort die Nottaufe zu spenden, damit er das ewige Leben erlangen konnte.

Aus seiner Tasche zog er ein Fläschchen mit Wasser hervor und schüttete sich etwas davon auf die Hand.

»Wie soll das Kind heißen?«, fragte er halblaut. Trude antwortete nicht, sie hatte die Augen geschlossen und schien vor sich hinzudämmern. Fordernd blickte Galenus Otto die Hebamme an, die mit den Schultern zuckte.

»Sie hat mir nicht gesagt, wie das Kind heißen soll«, sagte die alte Frau gleichmütig. Galenus stöhnte ungeduldig.

»Wo ist der Vater? Wo ist irgendwer, der diesem Kind einen Namen geben kann?«

»Der Ehemann ist drüben auf dem Festland. Er wird nicht vor Sonntag zurückerwartet. Die anderen Kinder sind tot.«

Mertes Stimme erstarb. Sie schlug die Augen nieder und begann wieder damit, dem Säugling sanft den Körper zu reiben, in der Hoffnung, ihm noch einige Atemzüge zu entringen.

»Also gut, dann muss ich das übernehmen.«

Galenus trat vor die Hebamme und hob die Hand, um die Stirn des Kindes zu übergießen, als die alte Frau einen spitzen Schrei ausstieß und dann eine Hand vor den Mund schlug.

»Es ist zu spät!«, schrie sie. »Das Kind ist tot. Es ist von uns gegangen, ohne dass es Gott zugesprochen wurde.« Sofort brach sie in unartikulierte Klagelaute aus, die Galenus durch Mark und Bein fuhren. Verzweifelt versuchte er, die alte Frau zu beruhigen.

»Ich kann das Kind auch jetzt noch taufen. Außerdem hat Meister Luther erklärt, dass Gott auch um die ungetauften Kinder weiß und sie ...«

»Zu spät, zu spät!«, kreischte die Frau. »Der Teufel hat's schon geholt. Seht, dort vorne, das Licht. Gerade schwebt es über den Deich.«

Ihr knorriger Zeigefinger deutete aus dem Fenster. Gale-

nus blickte hinaus und tatsächlich, ganz in der Ferne schien ein einzelnes Licht zu flackern, das nicht zu einer Kerze oder Laterne zu gehören schien. Er schaute wieder zu dem Kind, dessen kleine Fäuste fest geballt waren. Rasch murmelte er die kurze Formel für die Nottaufe. Die Hebamme schlug das Kind in die Decke ein und hielt das Bündel dem Pfarrer hin.

»Nehmt es«, flüsterte sie, die Augen groß vor Schreck.

»Beerdigt es rasch, oder besser: Verbrennt es! Das nimmt den Untoten die Kraft.«

Galenus nahm das Kind entgegen, dann scheuchte ihn Merte mit dem kleinen Körper in die Nacht hinaus. Zutiefst verstört kehrte der Pfarrer in seine Stube zurück, wo er den Rest der Nacht grübelnd auf einem Stuhl verbrachte. Im ersten Licht des neuen Tages bestattete er das Kind am Rande des Gottesackers seiner Kirche. Falls Trude wollte, so konnte sie später ein Kreuz errichten und darauf bestehen, das Kind in die Chronik aufzunehmen. Doch Trude kam nicht, um nach dem Kind zu fragen. So geriet das kleine Geschöpf bald in Vergessenheit.

Vielleicht lag es an den unheimlichen Ereignissen jener Nacht, dass Galenus Otto in den folgenden Wochen immer stärker das Gefühl beschlich, Sinjes Beobachtungen seien nicht nur Ausdruck ihrer Fantasie. Die Serie der Unglücksfälle riss nicht ab. Wenige Tage später stürzte ein Teil des Hafenpiers ein und riss mehrere Menschen mit sich in den Tod. Auf einem Hof brach Feuer aus und forderte weitere Menschenleben. Und dann waren da noch die Spukgestalten, die alle auf einmal gesehen haben wollten. Verschiedene Bewohner der Insel waren sich sicher, verstorbene Angehörige gesehen zu haben. Mal saßen sie in der Nacht auf ihrer Bettkante oder fuhren als körperloser Geist in die Wäschestücke

auf der Leine. Sie wisperten ihren Nachfahren düstere Warnungen zu und beklagten sich darüber, dass man ihren Seelen keinen Frieden schenkte. Die meisten von ihnen waren auf See geblieben, ihre Körper verschollen und ihre Seelen gefangen in der Zwischenwelt. Zumindest glaubte man das auf der Insel. Ganz gleich, mit wie viel Nachdruck Galenus Otto am Sonntag von der Kanzel predigte und seine Schäfchen davor warnte, solch einem unchristlichen Aberglauben anzuhängen, griff die Angst vor den Untoten um sich wie eine Epidemie.

Jeden Tag wurden es mehr Gemeindemitglieder, die zu Vater Galenus kamen, um ihm etwas Beunruhigendes zu erzählen.

»Herr«, fragte Galenus Otto im stummen Zwiegespräch. »Warum prüfst du meine Gemeinde so hart? Es sind gute Menschen hier, ich kenne ihre Herzen. Wieso ereilt sie so viel Schlechtes? Was haben sie getan, dass du ihre Gebete nicht erhörst? Wieso verwirrst du ihre Gedanken, so dass sie nicht mehr an dein Licht glauben?«

Doch Gott antwortete nicht. Stattdessen ging der Sommer vorbei. Auf den Herbst folgte der Winter mit eisigen Stürmen und klirrender Kälte. Auf der Insel rückte man zusammen und wärmte sich an den Feuern mit Schauergeschichten.

Es war am Thomastag 1566. Vater Galenus war wie immer früh auf den Beinen, um die Messe vorzubereiten. Weihnachten stand kurz bevor und es gab viel zu tun. Gerade hatte Galenus das Kirchenschiff gefegt und neue Kerzen in die Halter gestellt, als ihn ein Geräusch aufhorchen ließ. Es schien vom Kirchturm zu kommen. Hatten sich dort etwa wieder Vögel eingenistet? Entschlossen griff er nach dem Besen und machte sich daran, die steile Holzterasse nach oben zu steigen, um die

Eindringlinge zu vertreiben. Sobald er sich oberhalb des Kirchendachs befand, pfiff und sauste der Wind durch die Ritzen des Turmes, so dass ihm Hören und Sehen verging. Galenus klammerte sich fest an das Geländer, während er die letzten Stufen bis zum Glockenturm erklomm.

Als er den Fuß hob, um den letzten Absatz zu betreten, wirbelte auf einmal ein helles, silbernes Licht um ihn herum. Geblendet riss er die Hand vor das Gesicht und verlor dabei fast den Halt auf der Treppe. In letzter Sekunde gelang es ihm, sich festzuhalten. Taumelnd kämpfte er um sein Gleichgewicht, da kam das Licht zurück. Es fegte um ihn herum und für einen Moment glaubte er, so etwas wie ein Weinen zu hören. Das Weinen eines Kindes. Im nächsten Moment prallte er zurück und sein Fuß trat ins Leere. Der Pfarrer stürzte rückwärts die steilen Stufen hinab und blieb am nächsten Treppenabsatz regungslos liegen.

So fanden ihn Stunden später die Männer aus der Umgebung, die sich wunderten, weil die Kirchenglocken den ganzen Tag nicht geläutet hatten. Man trug ihn nach unten und versorgte seine Wunden, die bis auf einen gebrochenen Fuß nicht schwer waren. Doch noch während Galenus zwischen Wachzustand und Bewusstlosigkeit hin- und herwechselte, konnte er hören, wie sie sich etwas zuflüsterten.

»Es ist die Hexe«, sagten sie. »Sie hat es auf ihn abgesehen und jetzt ist ihre hohe Zeit. Jetzt ist er noch einmal davongekommen, aber bald holt sie ihn sich.«

Mit diesen Worten sank sein Geist wieder in die Dunkelheit. Kurz darauf setzte das Fieber ein und machte jeden klaren Gedanken unmöglich.

Am dritten Tag nach dem Unfall im Glockenturm, dem Heiligen Abend, stand Sinje Knudsen an seinem Bett. Erst glaubte Galenus, er habe einen Fiebertraum, doch dann

spürte er den Druck ihrer Finger auf seinem Arm.

»Es ist die Hexe, Vater, ich habe Euch gewarnt. Sie will Euch vernichten. Jetzt ist die Zeit der Rauhnächte, den Nächten zwischen der Zeit, in der die finsternen Mächte ihre Herrschaft in der Welt der Sterblichen errichten. Wenn Ihr nicht handelt, dann wird sie uns alle dem Teufel ausliefern.«

Galenus Otto stöhnte. Jeder Fingerbreit seines Körpers schmerzte, das Fieber wütete in seinen Eingeweiden und sein Verstand wehrte sich mit aller Macht dagegen, Sinje zuzuhören.

Die folgenden Tage verbrachte er in einem furchterregenden Zustand zwischen Traum und Wirklichkeit. Verfolgt von alpträumenhaften Monstern, die den tiefsten Tiefen der Hölle entsprungen zu sein schienen.

Am Morgen des 27. Dezembers weckte ihn ein Klopfen an der Scheibe. Er fuhr auf, weil er annahm, es sei eine der Frauen aus der Umgebung, um nach ihm zu sehen. Doch was er jenseits der Scheibe sah, ließ ihm das Blut in den Adern gefrieren. Aus der Schwärze der Nacht starrten körperlose Augen in sein Schlafgemach, die früher einmal Menschen gehört haben mochten, nun aber zu Schatten im Zwielflicht geworden waren und keinen Frieden fanden.

Galenus Otto wurde von einer solchen Furcht ergriffen, dass er sein Laken bis über den Kopf zog und kauern verharnte, bis am anderen Morgen der erste Besuch aus der Gemeinde kam und ihn so vorfand.

»Bringt mir Papier und Feder«, bat der Pfarrer heiser. Mit zittrigen Händen setzte er ein Schreiben an die Duburg nach Flensburg, Adolf I., auf. Er bat darum, dass man jemanden zur Pillwormharde schicken möge, die armen Seelen hier vor dem Teufel zu retten, der mit Hilfe seiner Hexen die ewige Finsternis der Verdammnis über den Bewohnern auszubrei-

ten drohte. Ein Bote brachte das Schreiben noch am gleichen Tag zum Hafen, wo es ein Schiff nach Flensburg mitnahm, während auf Pillwormharde ein banges Warten anbrach.

Als in der Silvesternacht der Sturm auf Orkanstärke anschwell und in peitschenden Böen über die Insel jagte, begleitet von eisigem Regen, sank auf der kleinen Insel so mancher Bewohner auf die Knie und begann zu beten. Der Sturm tobte eine Nacht und einen ganzen Tag. Die entkräfteten Männer wechselten sich auf den Deichen ab, die wie durch ein Wunder dem Wüten der entfesselten Naturgewalt standhielten, bis das Unwetter abflaute.

Am zweiten Tag des Jahres 1567 traf das Schiff ein, dass Oberkirchenrat Melchior Giesenbach nach Pillwormharde brachte, um dort die gemeldeten ungewöhnlichen Vorkommnisse im Auftrag des Bischofs von Flensburg zu untersuchen. Er fand Pastor Galenius in geschwächtem Zustand vor. Der Pfarrer war außer sich vor Freude, den hochrangigen Kirchenvertreter in Fleisch und Blut vor sich stehen zu sehen.

»Gott hat unsere Gebete erhört«, flüsterte er selig, bevor ihn wieder die Bewusstlosigkeit umfing.

Melchior Giesenbach war kein Mann, der großes Aufheben um seine Aufgaben machte. Groß gewachsen und mit einer auffällig vorgewölbten Stirn, die von tiefschwarzen Locken umrahmt wurde, verfügte er über eine natürliche Autorität, die die Leute von ganz allein dazu brachte, das zu tun, was er von ihnen wollte. Er verrichtete seine Pflicht im Dienste des Herrn und war darin nicht besser als jeder einfache Mann. Mit dem Unterschied, dass er keine Felder bestellte, sondern den Gläubigen den rechten Pfad wies. Die kleine Insel Strand machte auf ihn den Eindruck, als sei man hier ein wenig von dem richtigen Weg abgekommen, durch welche Kräfte auch immer. Es würde ihn nicht viel Aufwand kosten, den

verängstigten Inselbewohnern alle Informationen zu entlocken und dann die entsprechenden Maßnahmen einzuleiten. Er ließ sich einen Schreibtisch mit Stuhl in den Vorraum der Pastorei stellen und begann sogleich mit der Befragung. Einer nach dem anderen nahm vor ihm Platz und wurde von ihm in das Verhör genommen, welche seltsamen Ereignisse er erlebt hatte. Dabei kitzelte die Feder des Gelehrten angestrengt über das Papier. Hin und wieder warf er seinem Gegenüber einen kritischen Blick zu, wenn ihm das Geschilderte allzu absurd erschien.

Persönlich hielt er nicht viel von der Hexenjagd. Er wusste zwar, was der große Reformator Martin Luther über die Hexenplage geschrieben hatte. Doch als ein Anhänger der Logik ergab das für ihn einfach keinen Sinn. Wenn Gott allmächtig war, dann konnte der Teufel keine eigenständige Macht außerhalb von Gott sein. Vielmehr war jedes Hexenwerk in Wahrheit menschliches Tun und hatte keine übernatürliche Ursache.

Hier aber lagen die Dinge anders. Die Abgeschiedenheit der Insel und die Entbehrungen der jüngsten Vergangenheit hatten unter den Bewohnern eine Art gemeinsamen Wahn ausgelöst, der verzweifelt nach einem Schuldigen suchte und nicht eher ruhen würde, bis dieser gefunden war. An seiner Tätigkeit gefielen ihm diese Art von Entscheidungen am wenigsten. Doch Oberkirchenrat Melchior Giesenbach hielt sich an das, was unter den gegebenen Umständen als einfachste Lösung erkennbar war. Es würde ihm nicht gelingen, die Bewohner innerhalb weniger Tage von ihrem Aberglauben zu heilen. Er konnte aber dafür sorgen, dass ein gewisses Gleichgewicht wieder hergestellt und so die Gemeinde auf den rechten Pfad zurückgeführt wurde. Die dafür zu bringenden Opfer waren bedauerlich, doch Melchior Giesenbach

hatte für sich schon vor langer Zeit beschlossen, dass niemand ohne Grund der Hexerei verdächtigt wurde. Die betreffenden Personen waren auf irgendeine Weise vom Glauben abgekommen und hatten das Misstrauen ihrer Mitmenschen erregt. Und dafür, so Giesenbachs Erfahrung, gab es fast immer einen triftigen Grund. Die Geldhexe etwa verlieh Geld gegen Zinsen. Die Hebamme half Frauen dabei, ungewollte Schwangerschaften zu beenden. Und die mit dem Teufel im Bunde stehende Ehefrau hatte in Wirklichkeit nur ein Auge auf den Knecht geworfen. Weil die Menschen voreinander niemals die Schlechtigkeit ihrer Motive zugaben, erfanden sie solche Geschichten, um ihre eigenen Schwächen dem Teufel anzulasten.

Am Morgen des 5. Januar hatte Melchior Giesenbach seine Untersuchung abgeschlossen. Mit federndem Schritt betrat er die Stube, in der Pastor Galenus Otto noch immer um seine Genesung kämpfte. Das Fieber war in der Nacht zuvor zurückgekehrt und verwirrte die Sinne des Pfarrers. Er sprach in unzusammenhängenden Sätzen und schien den Gelehrten aus Flensburg nicht zu erkennen. Melchior Giesenbach beugte sich über das Krankenlager des geistlichen Mannes und legte ihm beruhigend seine große Hand auf die Wange.

»Habt keine Angst«, sagte er. »Ich habe die Hexe gefunden und werde ihr das Handwerk legen. Ihr habt von ihr nichts mehr zu befürchten.«

Galenus Ottos Augen traten bei diesen Worten weit hervor. Er versuchte, sich aufzurichten und unternahm einige Anläufe, etwas zu formulieren. Der Oberstudienrat hatte jedoch seine Wohnstube bereits wieder verlassen.

In den Mittagsstunden des 7. Januars 1567 versammelte sich ganz Pellworm in der Nähe der Kirche. Von hier aus

konnte man bis nach Süderoog blicken und jene Stelle erkennen, an der sich einst die Insel Rungholt befunden hatte, bevor die große Sturmflut sie holte.

Ein schneidender Wind zog über den Deich und fuhr den Pellwormern unter die Kleider. Kinder klammerten sich an die Rockschoße ihrer Mütter und die Männer standen mit verschränkten Armen zusammen und warteten darauf, dass Melchior Giesenheim erschien. Unten am Strand hatte man Holz für ein gewaltiges Feuer aufgeschüttet, wie man es sonst nur vom *Bükebrennen* kannte.

Schließlich kam von der Kirche her der Tross mit Melchior Giesenheim und einigen Männern, die in ihrer Mitte eine barfüßige Frau führten. Ihr Kleid war zerrissen und bot ihr nur ungenügend Schutz vor der bitterkalten Witterung. Das einstmals glänzende Haar stand ihr in wirren Strähnen vom Kopf ab. Ihr Gesicht war schmutzig und ihre Hände waren in dicke, blutige Verbände gewickelt.

»Schaut nur, was sie mit ihr gemacht haben«, flüsterte es in der Menge, als man die Frau an ihnen vorbeiführte. Keiner wagte es, der Verurteilten in die Augen zu blicken.

Melchior Giesenheim postierte sich oben auf dem Deich, so dass ihn jeder sehen konnte und seine Stimme weithin zu hören war. Von einem Stück Papier las er die Verbrechen ab, die man der Frau zur Last legte. Sie habe Zauberei betrieben und Gott verspottet. Sie habe Krankheit und Elend über die Insel gebracht und das Licht des Herrn verdunkelt. Unter der »peinlichen Befragung« hatte sie gestanden, den Pastor Galenus Otto mit einem Fluch belegt zu haben, der ihn unheilbar krank machte. Wer zu ihr kam, dem erzählte sie, dass sie ein sogenanntes Jakobskind sei und mit den Toten sprechen konnte.

In Vollmondnächten suchten die Verstorbenen sie auf, um

ihre Anliegen vorzutragen. Damit ihr verderbter Geist nicht länger sein Unwesen treiben konnte, wurde sie im Namen der weltlichen und geistlichen Gerichtsbarkeit den Flammen übergeben, auf dass ihre Seele gereinigt werde und zu Gott fand. Mit diesen Worten schloss der Kirchenmann seine Rede und bedeutete den Männern mit einem Kopfnicken, die Frau auf den Scheiterhaufen zu bringen.

Sinje hörte die Worte des Mannes kaum. Das Rauschen der Wellen am Strand erklang in ihren Ohren so laut, dass es alle anderen Geräusche übertönte. Sie sah die Blicke nicht, mit denen die Umstehenden sie durchbohrten. Las auch den Hass und die Angst in ihren Zügen nicht. Stattdessen schaute sie auf das Meer hinaus, das in der Januarsonne funkelte. Dort, wo sich einst Rungholt erhoben hatte, tauchten auf einmal die ihr inzwischen vertrauten Gestalten auf. Körperlos schwebten sie über den Fluten, ihre Stimmen ein lauter Chor, der ihren Namen rief.

Sinje schloss die Augen. Der kalte Nordseewind fuhr ihr beinahe zärtlich durch das Haar. Sie schmeckte Salz auf ihren Lippen. Noch bevor die erste Flamme loderte, hatte ihre Seele ihren Körper verlassen und war übergetreten in die Reihen der ruhelosen Toten, denen man den Zutritt zum Himmel verwehrte.

Nur die JakobsKinder am Strand bemerkten das kleine, silberne Irrlicht, das in diesem Moment am Horizont auftauchte und im nächsten Augenblick verlosch.

Pastor Galenus Otto erlebte in den folgenden Tagen eine überraschende Genesung. Als er erfuhr, dass Sinje verurteilt worden war, stürzte ihn das in tiefe Verzweiflung.

»Ihr habt die Falsche«, schrie er wieder und wieder, während der Oberkirchenrat versuchte, ihn zu beruhigen.

»Es ist nicht Sinje, es ist Inge, Inge Pitter! Hat man Euch das nicht erzählt?«

Melchior Giesenheim setzte ein unbeteiligtes Gesicht auf.

»Ihr könnt euch sicher sein, dass wir alle Beschuldigungen gewissenhaft zu Protokoll genommen haben«, erwiderte er gelassen und zog sich einen Stuhl heran.

»Aber weshalb habt ihr dann Sinje Knudsen verbrannt?«

Seine Stimme überschlug sich vor Erregung. Er rang die Hände vor dem Gesicht und sah aus, als würde ihn gleich der Schlag treffen.

»Weil sie die Verursacherin der ganzen Sache war«, entgegnete Melchior Giesenheim noch immer ruhig.

Galenus Otto riss ungläubig die Augen auf.

»Aber sie hatte damit nichts zu tun, sie war unschuldig!«, hob er wieder an.

»In Euren Augen war sie das vielleicht. Aber ich möchte Euch gern erklären, wie ich zu meinem Urteil gekommen bin.«

Der Kirchenmann seufzte schwer.

»Neue Zeiten brechen an. Gottes Herrschaft auf der Erde und damit die Macht unserer Kirche beruht darauf, dass nur er allein die Kraft ist, die hinter allem steht. Die Christenheit hat sich gespalten. Es gibt jetzt diesen Buchdruck und irgendwann könnten die Menschen auf die Idee kommen, dass Gott vielleicht gar nicht die einzige Kraft ist. Und wisst Ihr, was die Folge wäre?«

Galenus Otto schüttelte den Kopf. Feine Schweißperlen standen ihm auf der Stirn.

»Chaos, Pastor Galenus. Die Welt würde im Chaos versinken. Deshalb brauchen wir Gott und die Kirche.«

»Aber weshalb musste dann Sinje ...?« Galenus Otto brach ab. Es war zu schmerzhaft, es auszusprechen.

»Menschen wie Sinje Knudsen hat es zu allen Zeiten gegeben. Sie hat es selbst gesagt, sie ist ein Jakobskind. Sie sieht Dinge, die anderen verborgen bleiben. Dinge, die sich nicht mit Gott erklären lassen. Geister, Untote, diese Art von Dingen. Wir dürfen auf keinen Fall zulassen, dass ihr jemand glaubt. Denn ansonsten verlieren wir hier auf der Erde die Macht über die Menschen. Wir sagen ihnen, nur, wenn sie tun, was wir von ihnen verlangen, kommen sie in den Himmel. Was aber, wenn das gar nicht stimmt? Wenn die Entscheidung, was mit unseren Seelen nach dem Tod geschieht, gar nicht allein bei Gott liegt und ein gottesfürchtiges Leben keine Garantie dafür ist, in den Himmel zu kommen?

Niemand würde mehr in die Kirchen kommen. Keiner würde mehr für die Kirche zahlen und die Menschen würden auf die verrücktesten Ideen kommen.

Ich sage euch, Pastor Galenius, noch sind die Menschen nicht so weit, das zu verstehen. Aber ich bin zuversichtlich, dass es eines Tages so weit sein wird. Nämlich dann, wenn keiner mehr daran glaubt, dass es Geister und Untote überhaupt gibt. Man wird sie für Märchen halten. Erfunden, um Kindern Angst zu machen. Über die Sonntagskinder wird man sagen, sie seien Lügner, und niemand wird sich um irgendwelche Seelen kümmern. Genau das wird der Moment sein, an dem ihre Seelen endgültig uns gehören.«

Galenus Otto zitterte am ganzen Körper. Sein Herz schlug so schnell, dass er glaubte, es würde ihm in der Brust zerspringen. Er konnte sich nicht erinnern, jemals so einen Zorn empfunden zu haben.

»Wenn es einen Teufel gibt«, flüsterte er, gerade noch so laut, dass Melchior Giesenheim ihn verstehen konnte. »Dann seid Ihr es.«

Die Erschöpfung ließ sich nicht länger bekämpfen und ihm

fielen die Augen zu. Aus diesem Grund sah er das diabolische Lächeln nicht, das über die Züge des Oberkirchenrats zuckte, bevor dieser das Zimmer verließ.



Leon rannte so schnell er konnte. Doch wer einmal versucht hat, auf dem weichen Wattboden zu rennen, der weiß, dass das alles andere als einfach ist. Leon stürmte an seinem Vater und dem verdutzten Michael vorbei und verlor dann auf dem matschigen Untergrund den Halt. Er rutschte und schlitterte noch ein wenig, bis er mit dem Bein tief in einem Loch versank und kopfüber in den Sand stürzte. Feuchter Sand füllte seinen Mund und er richtete sich hustend und spuckend wieder auf. Plötzlich berührten seine Finger etwas Hartes. Er grub ein wenig und hielt einen kleinen, schön geformten Bernstein in den Händen, den er einsteckte.

»Ist alles in Ordnung?« Stefan blickte seinen Sohn besorgt an. Leon rappelte sich auf.

»Du siehst aus, als hättest du ein Gespenst gesehen.«

Michael machte große Augen und sah ein bisschen verwirrt aus.

Leon wischte sich den Sand und ein wenig Schlick aus dem Gesicht und kam auf die Füße. Angestrengt lauschte er in die Dämmerung. Das Schaben und Kratzen schien verklungen zu sein. Er war gerade bereit zu glauben, seine angespannten Sinne hätten ihm einen Streich gespielt, als er es erneut hörte.

»Hört ihr das denn nicht?«

Sein Vater drehte sich um und legte eine Hand an sein Ohr. Dabei machte er ein äußerst konzentriertes Gesicht. Auch Michael schien aufmerksam zu lauschen. Leon hörte nur seinen eigenen Pulsschlag in seiner Brust hämmern und atmete keuchend. Am liebsten wollte er weiter rennen, immer weiter, bis er zurück am Strand und am Auto war. Nur weg aus

dem Watt und vom Meer und von den schrecklichen Gestalten, die in ihm lauerten.

Eine ganze Zeit lang war nur das Pfeifen des Windes und das Rauschen der Wellen zu hören. Leon atmete vorsichtig auf. Hatte er sich getäuscht? Waren die Geräusche nur Einbildung gewesen? Plötzlich drehte der Wind und dann war es wieder deutlich zu hören, untermalt von einem neuen Laut. Es war ein Heulen und Wehklagen, das vom Wind zu ihnen getragen wurde. Was es so schauerhaft machte, war, dass es nicht klang, als stammte es aus einer menschlichen Kehle, sondern als seien es Klagelaute gespenstischer Wesen.

»Das ist nur der Wind«, sagte Stefan. Doch Leon entging nicht, dass sein Vater blass geworden war, als er die Laute hörte. Auch Michael wirkte auf einmal ein wenig nervös und gar nicht mehr so lässig wie noch vor ein paar Minuten.

»Also«, sagte er betont fröhlich, »ich denke, wir sollten einen Zahn zulegen, damit wir bald wieder im Warmen sind. Leon, deine Kleidung ist durchnässt. Du musst schnellstmöglich in trockene Sachen.«

Leon nickte. Seine Kehle war wie ausgetrocknet.

»Ich finde auch, wir sollten uns beeilen. Bin ich der Einzige, der Lust auf etwas Warmes zu trinken und einen ordentlichen Happen zu essen hat?«

Stefan rieb sich die Hände und stapfte dann entschlossen an seinem Sohn vorbei. Leon blieb nichts anderes übrig, als seinem Vater zu folgen. Während des ganzen Weges zurück hatte er das eindeutige Gefühl, verfolgt zu werden. Immer, wenn er sich umdrehte, rechnete er damit, dass im nächsten Augenblick eine Horde Gespenster im Watt auftauchte.

Als sie endlich das Auto erreichten und auf dem Parkplatz vor dem Fähranleger standen, hatte Leon den Eindruck, in letzter Sekunde einer Gefahr entkommen zu sein, deren

Ausmaß er kaum ermessen konnte. Noch auf der Überfahrt fühlte es sich an, als drücke ihm etwas die Kehle zu.

Als sie auf Pellworm ankamen, war es bereits dunkel. Stefan parkte das Auto vor dem Hafen-Pub. Leon sprang aus dem Auto und sog die kühle Luft ein. Sein Kopf dröhnte. Was hatte er da gerade erlebt? Nachdenklich ging er einige Schritte auf das Hafenbecken zu, das in friedlicher Dunkelheit da lag. Krabbenkutter, einige Segelboote, ein Motorboot mit dem schmuckvollen Namen 'Ambronia' und die 'Pinguin' lagen vor Anker und schaukelten in dumpfem Geplätscher auf und ab. Einer der Segler trug den Namen 'Sylta'. Aus dem Hafenbecken erklang eine Stimme.

*»Heute tanze ich,
morgen lache ich,
die Sylter sollen zur Hölle fahren,
auf Pellworm will ich fortan toben,
den Rungoltern die Treue wohnen,
morgen ist Silvesternacht,
hütet euch vor der Totenmacht!«*

Eine eiskalte Hand berührte Leons Herz. Er stand wie festgefroren. Wo kam diese Stimme her? Hatte er sie sich nur eingebildet, so wie all die anderen merkwürdigen Dinge, die sich in den letzten Tagen ereignet hatten?

*»Ich fürchte Tod und Teufel nicht,
bin doch selbst ein Bösewicht,
ach, wie gut, dass niemand weiß,
dass ich Ekke Nekkepenn heiß.«*

»Leon? Leon! Wo bist du denn?«

Stefan kam vom Parkplatz herübergelaufen.

»Warum stehst du denn hier in der Dunkelheit herum? Los, lass uns reingehen. Ich dachte, du hast Hunger!«

Leon löste sich aus seiner Verspannung und lief mit schnellen Schritten auf seinen Vater zu.

»Papa, Papa, da war eine Stimme. Sie kam aus dem Deich!« Leons Stimme überschlug sich vor Aufregung.

»Leon, was redest du da? Erst siehst du Gespenster und nun hörst du Stimmen? Ich glaube, dein Opa hat dir ein bisschen zu viel Seemannsgarn erzählt, kann das sein? Na los, lass uns einen Happen essen, das vertreibt die Geisterstimmung.«

Er legte seinem Sohn die Hand auf die Schulter und zog ihn mit sich zum Eingang des Hafen-Pubs.

Drinne empfingen sie wohlige Wärme und der köstliche Geruch von Essen.

»Da seid ihr ja«, rief Dethlef Dethlefsen und prostete seinem Sohn und seinem Enkel zu.

»Wie war eure Wanderung?«

»Kalt«, gab Stefan zurück und pustete sich in die klammen Hände. Der eisige Wind draußen auf dem Watt hatte sie ordentlich durchgepustet.

Leon senkte seinen Blick und knetete seine Hände so fest, dass die Knöchel weiß hervortraten. August Jakobs und Kurt Paulsen, die anderen beiden Kapitäne, saßen mit seinem Großvater am Tisch und tranken Bier.

»Der Lütte ist ja leichenblass«, rief Kapitän Dethlefsen.

»Ich bestelle dir erst einmal eine heiße Schokolade, das holt die Lebensgeister wieder zurück.«

Leon nickte stumm und biss sich auf die Unterlippe. Glücklicherweise dauerte es nicht sehr lange, bis endlich das Essen vor ihnen stand. Leon mampfte die knusprigen Pom-

mes in sich hinein. Obwohl er es nicht gemerkt hatte, hatte er großen Hunger. Für eine Weile konnte er die Schrecken der vergangenen Tage vergessen und freute sich über seinen vollen Magen, während er mit halbem Ohr den Gesprächen am Tisch zuhörte.

Stefan erzählte von der Wattwanderung. Obwohl Leon es nicht wollte, traten ihm die furchteinflößenden Eindrücke der letzten Stunden wieder deutlich vor Augen und mit seinem Appetit war es schlagartig vorbei.

»Ja, im Winter kann es draußen im Watt ganz schön ungemütlich werden. Ich kann mir vorstellen, dass dem Jungen da anders zu Mute wurde«, sagte sein Großvater gerade.

»Es war nicht das Watt«, stieß Leon hervor.

»Es waren die Toten. Die Toten von Rungholt, ich habe sie gehört. Sie kommen, sie kommen hierher.«

Auf einmal richteten sich alle Blicke auf ihn. Die Gespräche am Tisch verstummten.

»Was sagst du da? Du hast sie gesehen?«, wollte Kapitän Jakobs wissen, der auf der Hallig Langeneß geboren war.

Mit einem Kopfschütteln senkte Leon den Blick.

»Nein, ich habe sie gehört«, flüsterte er.

Die Augen seines Großvaters weiteten sich.

»Erzähl uns genau, was geschehen ist. Jedes Detail, hörst du?«

»Ach Papa, lass ihn doch in Ruhe, du siehst doch, dass er ganz aus dem Häuschen ist. Du machst ihm Angst«, schaltete sich Stefan ein, der als Einziger wohligh an seinem Pharisäer nippte.

»Willst du mir sagen, dass du keine Angst bekommen hast, da draußen?«, wollte Kapitän Dethlefsen von seinem Sohn wissen. Stefan schluckte.

»Na ja! Es war schon ein wenig unheimlich da draußen«,

räumte er schließlich ein.

»Aber unsere Sinne können uns hin und wieder einen Streich spielen, das wissen wir doch alle.«

»Mein Sohn, ich weiß, dass du, seit du erwachsen bist, eine Menge Verantwortung trägst und ich bin sehr stolz auf dich, aber wir beide müssen uns nichts vormachen. Du hast gehört, was wir über die Rungholter Seelen und die Rauh Nächte erzählt haben und du selbst hast das ein oder andere erlebt. Wenn die Rungholter Seelen sich einem Sonntagskind zeigen, dann ist das eine ernste Sache und darüber sollte man keine Witze machen«, sagte Dethlef streng. »Meine Freunde August und Kurt sind auch Jakobskinder, genau wie dein Sohn. Wir haben uns nicht nur ein Leben lang um diese Region verdient gemacht, sondern versuchen auch, jedes Jahr zu den Rauh Nächten die umherirrenden Wesen aus dem Zwischenreich zu befreien. Leon scheint ein besonderes Sonntagskind zu sein.«

Stefan widersprach nicht und stellte sein Glas vor sich ab, ohne erneut daraus getrunken zu haben.

»Das war nicht das Einzige, das ich gehört habe«, sagte Leon in die Stille hinein, die sich am Tisch ausbreitete.

Niemand reagierte, denn jeder der Anwesenden war mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt.

»Wer ist Ekke Nekkepenn?«, fragte Leon schließlich laut.

»Wer?«, horchte Kapitän Paulsen auf.

»Ekke Nekkepenn, wer ist das?«

Sein Großvater zog erstaunt die Augenbrauen nach oben.

»Wie kommst du denn jetzt auf diesen Namen?«

Leon begann, nervös an der Tischdecke zu nesteln.

»Ich habe ihn gehört«, flüsterte er. »Draußen. Es kam aus dem Deich.«

Kapitän Paulsen hüstelte aufgeregt.

»Na, der *Lütte* steckt doch wirklich voller Überraschungen«, rief er.

»Ich will dir erzählen, wer Ekke Nekkepenn ist. Diesen Namen kennt hier auf den Inseln, ja, in ganz Nordfriesland, jeder.«

»Ekke Nekkepenn ist so etwas wie die nordfriesische Variante von Rumpelstilzchen«, wisperte Stefan seinem Sohn zu. Dieser schaute ihn fragend an.

»Es heißt, vor über 100 Jahren geriet ein Schiff aus England vor Sylt in einen schweren Sturm. Das Meer wütete und tobte so furchtbar, wie ihr es euch nur vorstellen könnt.«

»So wie bei der *Groten Mandränke*?«, wollte Leon wissen.

»Nicht ganz so schlimm. Aber ja, so in etwa kannst du es dir vorstellen«, bestätigte sein Großvater.

»Jedenfalls tauchte mitten im Sturm auf einmal ein seltsames Männlein an Bord auf. Es war klein und hatte einen



schuppigen Körper wie ein Fisch, spindeldürre Beine und einen hässlichen Kopf mit einer Hakennase. Der Kapitän des Schiffes hatte seine junge Frau mit auf die Reise genommen und an diese wandte sich das Männlein. Seine Frau läge in den Wehen und die Kapitänsfrau sollte mit ihm zum Meeresgrund kommen und ihr bei der Geburt helfen. Nun war die Kapitänsgattin nicht nur jung und sehr schön, sondern auch sehr hilfsbereit, deshalb folgte sie dem seltsamen Männlein ohne zu zögern zum Meeresgrund. Dort wohnte es in einem Haus aus Muscheln, das mit Tang bedeckt war. Drinnen lag die Frau Ran, die Ehefrau des Männleins, und gebär gerade ihr Kind. Die Frau des Kapitäns half ihr wie versprochen und dafür belohnte das Meermännlein sie reich mit Gold und Silber. Sie kehrte an Bord des Schiffes zu ihrem Mann zurück, dessen Schiff sicher nach Rantum einlief. Bald schon vergaßen sie, was sich in jener stürmischen Nacht auf See vor Sylt abgespielt hatte.

Anders das Meermännlein. Einige Jahre später hatte es seine Gattin satt. Es fand, seine Frau sei alt und runzelig geworden und es sei an der Zeit, sich eine neue zu suchen.«

Kapitän Dethlefsen machte eine Pause. Als er Leons erstauntes Gesicht sah, lachte er.

»Ja, so ist das mit dem Meervolk. Das sind keine freundlichen Wesen wie in den Zeichentrickfilmen. Meermänner können grausam, aufbrausend und ungerecht sein und Meerfrauen, von denen wollen wir gar nicht erst anfangen.«

Leon schluckte. Das wurde ja immer besser. Erst eine versunkene Insel und jetzt ein zorniges Meermännlein. Doch er hörte weiter zu, zu unheimlich war die Begegnung draußen vor dem Pub gewesen. Sein Großvater fuhr mit der Geschichte fort.

»Also brachte er Frau Ran dazu, auf dem Grund des Mee-

res Salz zu mahlen. Wenn das geschieht, dann steigt ein Strudel auf, der so mächtig und stark ist, dass er Schiffe mit sich in die Tiefe zieht. So geschah es auch mit dem Schiff des Kapitäns. Er und seine gesamte Besatzung starben in dem Strudel. Kaum war das geschehen, verwandelte sich das Meermännchen in einen Seefahrer und wollte der trauernden Kapitänsfrau einen Besuch abstatten. Doch als er am Strand von Sylt bei Rantum auftauchte, fand er dort die wunderschöne, jungfräuliche Tochter der Kapitänsfrau vor. Und die gefiel ihm noch viel besser. Inge hieß das arme Ding. Der Meermann fackelte nicht lange und erklärte sie kurzerhand zu seiner Braut. Das gefiel der jungen und wunderschönen Inge nun gar nicht, einen so hässlichen Mann zu bekommen und sie klagte und jammerte sehr. Da lachte das garstige Meermännchen und sagte ihr, wenn sie bis zum nächsten Abend seinen wahren Namen wüsste, dann wäre sie frei. Daraufhin verschwand er.

Die junge Inge blieb in großer Sorge zurück. Wie sollte sie denn den Namen des Meermannes erraten? Ob er vielleicht Fietje hieß? Tjark? Oder Jörn? Die ganze Nacht dachte sie darüber nach und ging dabei entlang des Deichs spazieren. Als es beinahe Morgen wurde und die Verzweiflung am allergrößten war, da blieb sie stehen, fiel auf die Knie und flehte Gott um Hilfe an. Da hörte sie auf einmal eine Stimme, die aus einem Berg kam.«

»Na, na, wo gibt es denn auf Sylt einen Berg«, schaltete sich Kapitän Paulsen ein. Dethlef Dethlefsen zwinkerte ihm zu.

»Ja, alter Freund, ich weiß, du kennst die Geschichte. Natürlich gibt es auf Sylt keine Berge. Immerhin sind wir hier an der Nordsee und nicht in den Alpen. Aber das liegt an der Entstehung der Geschichte, nicht am Erzähler, also übe dich

in Geduld. Ich werde gleich alles aufklären.«

Sein Freund Paulsen grinste und nickte, dann machte er eine Bewegung, als würde er seinen Mund mit einem unsichtbaren Schlüssel verschließen und ihn anschließend wegwerfen.

»Die Stimme lachte und johlte und wie die junge Inge das hörte, wusste sie, dass es sich um den garstigen Meermann handelte. Da hörte sie ihn singen:

*›Heute soll ich brauen,
morgen soll ich backen,
übermorgen will ich Hochzeit machen.
Ich heiße Ekke Nekkepenn,
meine Braut ist Inge von Rantum,
und das weiß niemand als ich allein.‹*

Inge nahm die Beine in die Hand und lief, so schnell sie konnte, nach Hause. Bei Sonnenuntergang fand sie sich am vereinbarten Treffpunkt ein. Als der Meermann auftauchte, ganz festlich gebürstet in Frack und edlem Zwirn, da schleuderte sie ihm entgegen, dass sie seinen Namen kannte. Ekke Nekkepenn heißt du, schrie sie und da bekam das Meermännchen einen furchtbaren Wutanfall. Er verschwand in einer rauchigen Wolke und ward fortan nicht mehr gesehen.«

»Aber bemerkbar gemacht hat er sich«, fügte Kapitän Jakobs hinzu. »Er hasst die Sylter seither und alles, was mit ihnen zu tun hat. Wenn ein Sturm aufzieht, dann sagt man auf Sylt, es sei Ekke Nekkepenn, um sich für seine verlorene Braut zu rächen.«

Leons Kehle war staubtrocken. Er griff



nach der warmen Tasse Kakao, die dampfend vor ihm stand und setzte sie an die Lippen. Die süße Flüssigkeit breitete sich angenehm in seinem Mund aus und beruhigte seine Nerven.

»Und du sagst, du hast Ekke Nekkepenn hier gehört?«

Leon nickte hastig, verschluckte sich und bekam einen Hustenanfall. Sein Vater klopfte ihm auf den Rücken, bis er wieder nach Luft schnappen konnte.

»Ja, ja, ich habe ihn hier gehört. Er sagte, dass er jetzt auf Pellworm lebt und dass er sich auf morgen freut.«

»Morgen?«, echote sein Vater.

»Silvester?«

»Ja«, antwortete Leon. »Silvester. Er sagte irgendetwas von einer Totenmacht und dass er sich darauf freut, weil er sich vor den Toten nicht fürchtet.«

Sein Großvater gab einen leisen Pfiff von sich.

»Da schau mal einer an. Der kleine Mistkerl hat sich also jetzt hier eingenistet. In unserem Deich, gleich neben dem Hafen-Pub, damit er es nicht weit hat, wenn er sich mal wieder volllaufen lassen möchte, der alte Trunkenbold.«

»Ich finde, du redest ganz schön freundlich von ihm. Dabei ist er durch und durch böse und gemein!«, sagte Leon.

»Aber natürlich ist er das. Die meisten spirituellen Wesen sind das. Freundliche Elfen und Meerjungfrauen gibt es nur in Kinderbüchern. In Wirklichkeit geht es da draußen schon um einiges rauer zu.«

»Du machst ihm schon wieder Angst«, warnte Stefan, der sah, wie Leon schon wieder blass wurde.

»Ach was, dem *Lütten* geht es gut«, widersprach sein Vater.

»Mir geht es wirklich gut«, bestätigte Leon. Immerhin hatte er in den letzten Tagen Dinge gehört, die um einiges gruseliger waren, als die Geschichte von Ekke Nekkepenn.

»Ich würde sagen, wir haben es hier mit einer ganz ordent-

lichen Herausforderung zu tun«, warf Kapitän Jakobs ein.

»Vielleicht sollten wir uns lieber darüber unterhalten, als über die richtigen Gute-Nacht-Geschichten für Kinder.«

»Darum geht es doch gar nicht«, fiel ihm Kapitän Paulsen ins Wort, der neben ihm saß und vor Erregung einen ganz roten Kopf bekam.

»Ekke Nekkepenn ist eine Erfindung. Er ist keine echte Sagengestalt. Dieser Heimatforscher Christian Peter Hansen hat ihn erfunden, irgendwann im 19. Jahrhundert. Es gibt ihn nicht wirklich, so wie es auf Sylt keine Berge gibt.«

Stefan nickte.

»Ja, ich habe mal etwas darüber gelesen. Hansen hat behauptet, der Name gehe auf den friesischen Meeresherrn zurück und die Frau Ran sei nichts anderes als die Göttin Ran. Aber man hat irgendwann herausgefunden, dass das alles Quatsch ist.«

Er wandte sich an seinen Sohn.

»Du musst wissen, im 19. Jahrhundert, also vor etwa 150 Jahren, da ging es darum, welche Gebiete zu Deutschland gehören und welche zu Dänemark. Nordfriesland war zwar offiziell ein Teil von Deutschland, aber der dänische König regierte hier und das ging einigen Menschen gehörig auf die Nerven. Noch dazu waren die Friesen schon immer ein freies Volk.«

»Das hat sogar schon Karl der Große gewusst und den Friesen ewige Freiheit zugestanden«, bekräftigte Dethlef Dethlefsen.

»Und später wurde es noch viele Male wiederholt.«

Der Stolz in seiner Stimme war nicht zu überhören.

»Na, damals wollte man jedenfalls unbedingt ganz offiziell zu Deutschland gehören. Aber als freies Volk, das sich freiwillig einem Bund anschließt. Alles eine ziemlich kom-

plizierte Sache und vermutlich wird man dich damit im Geschichtsunterricht noch gehörig langweilen. Aber damals hat man hier auf den Inseln angefangen, alte Geschichten zu sammeln und sie ein wenig zu verändern. Ekke Nekkepenn ist eine davon. Auf Sylt gibt es noch die Erzählung von Pidder Lüng, der lieber tot sein wollte, als ein Sklave.«

Mit einem Mal fühlte sich Leon unendlich erschöpft. Es war ein langer und harter Tag gewesen und alles, was er wollte, war in sein Bett zu fallen. Aber halt. Was, wenn er dann wieder etwas träumte? Etwas, das ihm Angst machte? Oder wenn irgendetwas unter seinem Bett lauerte? Ihn überfiel?

Ein kalter Schauer lief ihm den Rücken hinab.

»Nun mal nicht übertreiben«, widersprach Kapitän Dethlefsen.

»Nicht alles sind Erfindungen. Hansen hat sehr wohl mit vielen alten Leuten gesprochen und sich die Geschichten erzählen lassen. Immerhin war hier früher Wintertags nicht viel los. Wenn es dann dunkel wurde, saßen die Menschen alle am Feuer und erzählten sich Geschichten. Den ganzen Winter lang. Bis es wieder Zeit war, die Felder zu bestellen und mit den Fischerbooten hinauszufahren.«

»Zur Zeit des *Bükebrennens*«, ergänzte Stefan.

»Ja, wenn im Februar die großen Strandfeuer brennen und es in der Nacht fast taghell ist. Dann bekommt man eine Ahnung, wie es hier gewesen ist, in den Wintern, den langen, langen Wintern. Manche sagen, mit den Feuern hätten die Frauen den Männern von den anderen Inseln nur signalisiert, dass ihre Ehemänner jetzt hinaus zum Fischen sind. *Min Jung*, wie du weißt, waren wir hier auf Pellworm schon immer Bauern. Die Legende will es, dass so manches Kind auf diese Weise entstanden ist. Trotzdem müssen wir etwas

tun«, sagte er und seine Augen flackerten.

»Was meinst du?«, fragte Leon.

»Na *min Jung*, du bist jetzt seit ein paar Tagen auf der Insel und als Sonntagskind hast du schon eine Menge mitbekommen. Wir alle drei, wir wissen, dass da draußen eine Menge verlorener Seelen sind, die Seelen der toten Rungholter. Sie rufen uns. Wir fahren manchmal, wenn die Glocken geläutet haben, zusammen auf das Meer und suchen nach ihnen. Doch wir haben sie nie gefunden. Es muss einen Weg geben, sie zu befreien. Es kann kein Zufall sein, dass auf einmal sämtliche übersinnlichen Wesen aus ihren Löchern gekrochen kommen, um die Inselwelt heimzusuchen.«

Als Leon das hörte, bekam er am ganzen Körper eine Gänsehaut. Plötzlich war ihm eiskalt. Sein Vater verdrehte die Augen und seufzte.

»Fangt ihr jetzt schon wieder damit an? Die alten Geschichten sind ja schön und gut. Glaubt ihr denn wirklich, dass ausgerechnet ihr die Seelen von Menschen retten könnt, die vor hunderten von Jahren gestorben sind?«

»Sie sind nicht einfach gestorben. Sie sind qualvoll umgekommen bei der Sturmflut und ihre Körper sind zum Meeresgrund gesunken. Jeder weiß, was mit Seelen passiert, wenn der Körper nicht auf geweihtem Grund beerdigt wird. Wir sind nicht die Ersten, die von dem Läuten der Glocken und anderen Dingen erzählen«, widersprach ihm sein Vater.

»Und ihr wollt das ändern? Wie möchtet ihr das anstellen? Wollt ihr ein Ritual veranstalten? Einen Priester einladen?«

Stefan schnaufte.

»Kommt doch mal zur Vernunft!«

»Es hat nichts mit Vernunft zu tun. Es ist einfach etwas, das getan werden muss. Dein Sohn kann sie sehen Stefan, auch wenn dir das nicht gefällt. Erinnerst du dich nicht mehr

daran, wie es war, als du Kind warst? Hast du da nicht auch unter das Bett geschaut, bevor du schlafen gegangen bist, damit sich dort kein Monster verbirgt? Hast du nicht auch schlechte Träume gehabt und seltsame Dinge gesehen? Du hast doch zuletzt selbst davon gesprochen.«

Stefan presste die Lippen zusammen.

»Mag ja sein, aber ich glaube einfach nicht daran, dass drei alte Männer und ein Junge etwas ändern können. Manche Dinge sind eben, wie sie sind.«

Dethlef Dethlefsen legte den Kopf schief und sah seinen Sohn nachdenklich an.

»Du glaubst also nicht an Gespenster?«, fragte er ihn.

Stefan wiegte den Kopf hin und her und schnalzte dann mit der Zunge.

»Ich bin müde, ich haue mich in die Kojen«, sagte er und stand auf.

»Ich wünsche euch viel Spaß bei euren Gespenstergeschichten.«

Er klopfte mit den Knöcheln auf den Tisch.

»Kommst du mit?«, fragte er Leon.

Leon überlegte kurz. Dann schüttelte er den Kopf.

»Ich gehe mit Opa.«

Das Haus seiner Großeltern lag nur ein Stück die Straße hinunter in einer Kurve am Ostersiel. Stefan nickte, verabschiedete sich und zahlte an der Theke.

»Ich werde morgen rausfahren«, verkündete Kapitän Dethlefsen. »Und mir die ganze Sache mal anschauen. Jahrhundertlang hat die See alle ihre Geheimnisse für sich behalten, doch sie hat eben ihre Launen. Es kann sein, dass auf einmal Dinge auftauchen, die Ewigkeiten lang am Grund des Meeres lagen. Doch wie die Dinge aussehen, könnte in diesen Rauh Nächten einiges wieder an die Oberfläche gekommen sein.

Seid ihr dabei?«

Er blickte die anderen beiden Kapitäne an, die nickten.

»Kann ich auch mitkommen?«, fragte Leon aufgeregt.

Sein Großvater überlegte kurz, dann schüttelte er den Kopf.

»Lieber nicht, mein Junge, du warst ja schon ganz verstört nach der Wanderung im Watt. Morgen ist Silvester und da ist draußen eine Menge Unheil unterwegs. Ich möchte nicht, dass du einen so großen Schrecken bekommst, dass deine Mutter dich nicht wieder erkennt. Außerdem ist die See dieser Tage besonders unruhig und die 'Pinguin' ist ein kleines Schiff, da kann einem schon mal reichlich mulmig zu Mute werden. Beim nächsten Mal!«

Leon schob die Unterlippe vor und stand auf.

»Ich gehe auch nach Hause«, erklärte er.

»Pass auf, dass dich Ekke Nekkepenn nicht zwickt«, rief ihm sein Opa hinterher und Gelächter war zu hören.

Die Luft draußen war so kalt, dass sie beim Einatmen beinahe schmerzte. Leon nahm ein paar tiefe Atemzüge und versuchte, seine Gedanken zu ordnen. Ob sein Vater recht hatte? Aber er wusste, was er gesehen und gehört hatte. Er konnte nicht einfach wieder von Pellworm verschwinden, wenn die Ferien vorbei waren und alles vergessen, was er hier erlebt hatte.

»Hast du keine Angst, dass dich wer holen kommt, wenn du hier so alleine herumstehst?«

Leon fuhr zusammen. Vor ihm stand Thomas.

»Thomas!«, rief er. »Wo kommst du denn her?«

»Ich war auf der Suche nach dir«, antwortete Thomas und lächelte sein trauriges Lächeln.

»Im Moment geschehen eine Menge unheimliche Dinge. Ich weiß nicht mehr, was real ist und was nicht«, redete sich

Leon seine Sorgen von der Seele.

Thomas legte ihm die Hand auf die Schulter.

»Du musst auf das hören, was deine innere Stimme dir sagt. Sie weiß, was richtig ist und was nicht. Erwachsene sind manchmal ... Schnarchnasen, wenn es um wirklich wichtige Dinge geht.«

Ein schiefes Lächeln zeigte sich auf seinem Gesicht.

»Wir können nicht länger warten, Thomas«, sagte Leon aufgeregt.

»Es passieren einfach zu viele Dinge. Wir müssen etwas unternehmen.«

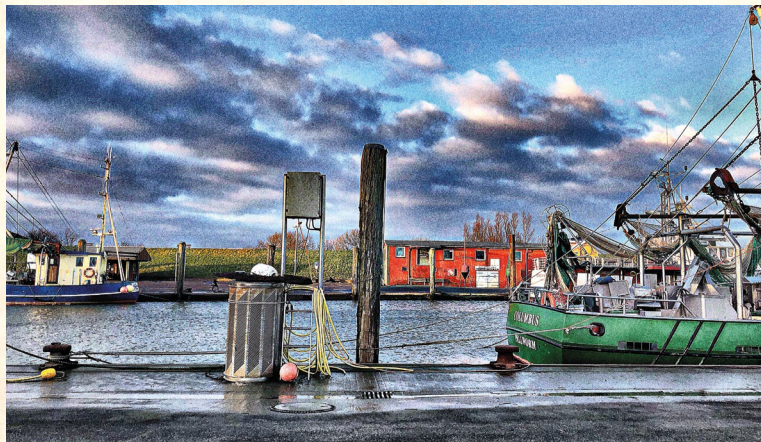
»Mmh«, antwortete Thomas nachdenklich.

»Was schlägst du vor?«

»Mein Opa und seine Freunde wollen morgen mit der 'Pinguin' bis dahin fahren, wo sich Rungholt befunden hat. Sie wollen herausfinden, ob sich dort etwas zeigt.«

»Mit der 'Pinguin' ?«, fragte Thomas verständnislos.

»Ja, das ist das Schiff meines Großvaters. Es liegt da vorne vor Anker.« Leon wies mit dem Kinn in Richtung des Schiffs, das auf der anderen Seite des schmalen Pellwormer Hafen-



beckens lag.

Nachdenklich kratzte sich Thomas an der Stirn.

»Und möchtest du mitfahren?«

»Ja, aber mein Großvater erlaubt es nicht.«

Leon presste wütend die Lippen zusammen. Er hatte es satt, wie ein kleines Kind behandelt zu werden. Immerhin interessierte das die Gespenster und Untoten auch wenig, die in den letzten Tagen ihre Zeichen für ihn hinterließen und ihm einen gewaltigen Schrecken einjagten.

»Dann müssen wir es heimlich tun. Als blinde Passagiere!«, rief Thomas.

Leons Gesicht hellte sich auf.

»Ja, das ist es. Wir verstecken uns an Bord und fahren mit raus und wenn sie uns dann entdecken, ist es zu spät, um umzukehren.«

Doch dann fiel ihm etwas ein.

»Aber eine ganze Nacht allein auf dem Boot? Dort ist es kalt, windig und dunkel und wir werden erfrieren.«

Er hob den Blick zum Himmel und sah winzige Eiskristalle in der Luft tanzen. Dann rieb er sich die binnen Minuten steif gefrorenen Hände.

Thomas Augen wanderte umher und hefteten sich schließlich auf einen Punkt unmittelbar hinter Leon.

»Das Dampfschiffmuseum«, sagte er halblaut. Leon drehte sich um. Das kleine Museum lag direkt am Hafenbecken.

»Aber es ist abgeschlossen«, gab Leon zu bedenken. »Wie sollen wir da reinkommen?«

»Lass das mal meine Sorge sein«, antwortete Thomas und zwinkerte ihm zu.

»Na los, komm! Worauf wartest du?«

Wie zwei Schatten verschwanden die beiden Jungen in der

Dunkelheit und standen kurz darauf vor der Eingangstür des Museums. Zu Leons großer Verwunderung griff Thomas zu dem Lederband, das er um den Hals trug und zog es hervor. Daran hing ein Schlüssel, den er in das Schloss schob und umdrehte.

»Hereinspaziert«, rief er ausgelassen und deutete eine Verbeugung an. Unsicher betrat Leon das Museum. Im Inneren war es dunkel und es roch ein wenig muffig. Irgendwoher zauberte Thomas eine Kerze, deren flackerndes Licht den kleinen, über und über mit Ausstellungsstücken ausgestatteten Raum, erhellte.

»Guck mal, da liegen Decken«, sagte Leon und deutete auf einen Stapel alter Rettungsdecken. Mit ein wenig Mühe machten es sich Leon und Thomas auf den Decken gemütlich. Die tanzende Flamme der Kerze ließ es so aussehen, als bewegten sich Schatten zwischen den Regalen und Vitrinen. Auf einmal überkam Leon eine tiefe Müdigkeit und er gähnte herzhaft.

»Bist du sicher, dass uns hier drin niemand findet?«, wollte er von Thomas wissen.

»Keine Sorge, hier kommt niemand vorbei. Und die im Pub sind mit anderen Dingen beschäftigt. Sie können das Licht nicht sehen. Schlaf ruhig! Wir werden morgen alle Kräfte brauchen.«

Das ließ sich Leon nicht zweimal sagen. Trotz der unbequemen Lage und des großen Abenteuers, das ihnen bevorstand, war er binnen weniger Augenblicke fest eingeschlafen.

Leon, du musst aufwachen!«, weckte Thomas ihn. »Es ist gleich früher Tag. Wir müssen uns auf der 'Pinguin' verstecken.«

Verschlafen blinzelte Leon und schlug die Augen auf. Trübes Sonnenlicht drang durch die Fenster des Museums herein. Sein Nacken schmerzte von der Nacht auf dem harten Boden. Ein wenig ungenlenk reckte er sich und versuchte, Leben in die müden Knochen zu bekommen.

»Na los!« Die beiden Jungen verließen das Schiffsfahrtsmuseum und schlichen sich an die 'Pinguin' heran. Von den Kapitänen war noch nichts zu sehen.

»Jetzt oder nie«, flüsterte Thomas. Unbeholfen schlangen sie sich über die Reling des kleinen Bootes.

»Wo sollen wir uns hier verstecken?«, fragte Leon verunsichert. Sein Blick fiel auf einige Planen, unter denen sich Werkzeug und Kisten verbargen.

»Da«, sagte Thomas und so schlüpfen die beiden Jungen unter die Plane. Hier war es kalt und reichlich ungemütlich. Eine Weile lauschten sie auf die Geräusche des erwachenden Hafens, dann wurde ihr Warten belohnt. Die Stimmen der drei Kapitäne kamen näher.

»Die Wolken hängen tief«, bemerkte August Jakobs, der sich an der Kajütentür am Segel zu schaffen machte.

»Ich habe ein schlechtes Omen in den Knochen«, stimmte Kurt Paulsen zu.

»Nun mal nicht den Teufel an die Wand malen«, knurrte Dethlef Dethlefsen. August hatte es sich bereits unter Deck gemütlich gemacht.